Philipp Haas

Die Kunst des Investierens

14 Prinzipien
für Aktien, finanzielle
Freiheit und das
gute Leben

C·H·Beck

Philipp Haas

DIE KUNST DES INVESTIERENS

14 Prinzipien für Aktien, finanzielle Freiheit und das gute Leben

C.H.Beck

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2021
Umschlagentwurf: Geviert.com, Christian Otto
Umschlagabbildungen: © shutterstock
Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen
ISBN Buch 978 3 406 77748 6
ISBN eBook (epub) 978 3 406 77749 3
ISBN eBook (PDF) 978 3 406 77750 9

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel sowie versandkostenfrei auf unserer Website
www.chbeck.de.
Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere Informationen.

Für meine Frau und meine beiden Söhne

Inhalt

Vorwort 9

Auftakt: Der Weg ist das Ziel? 11

Prinzip I: Dein wichtigster Besitz bist du selbst 43
Prinzip II: Der gesuchte soziale Zufall 57
Prinzip III: Das Geheimnis des Geldes 75
Prinzip IV: Die Sehnsucht nach dem Meer 93
Prinzip V: Mache nicht die Fehler der Mittelschicht 109
Prinzip VI: Das komplexeste System auf der Erde 125
Prinzip VII: Die Investmentgrundausbildung 149
Prinzip VIII: Sei kein Schaf 165
Prinzip IX: Die Kraft des Hebels 185
Prinzip X: Die riskante skalierbare Abkürzung 205
Prinzip XI: Das sozialistischste Produkt im Kapitalismus 221
Prinzip XII: Setze auf den Affen oder schlage ihn 239
Prinzip XIII: Die Kunst des Investierens 263
Prinzip XIV: Memento Mori 285

Epilog: In jedem Ende liegt auch ein Anfang 295

Nachwort 301

Vorwort

Dieses Buch soll möglichst viele Menschen dazu motivieren, ihr Leben und ihre Finanzen selbst in die Hand zu nehmen. Und deshalb habe ich den Stoff in eine kleine Geschichte verpackt. Denn gerade bei den Themen Geld, Aktien und Investieren kann es schnell so technisch und schwer verdaulich werden, dass die meisten schon nach kurzer Zeit die Geduld verlieren.

Ich wurde oft von Freunden gefragt, welche Lektüre ich empfehlen kann, um endlich mit dem Thema Geldanlage anzufangen. Auch wenn ich Hunderte von Büchern dazu gelesen habe, gab es für mich nicht DAS eine deutschsprachige Werk, das dieses Thema umfassend und transparent beleuchtet und gleichzeitig weder oberflächlich ist noch zu kompliziert. Dem wollte ich abhelfen und ein Buch schreiben, das informativ und lehrreich ist, aber dennoch leicht zugänglich und hoffentlich auch ein bisschen unterhaltsam.

Ich investiere seit vielen Jahren erfolgreich an der Börse. Durch mein Studium in BWL und Internationalen Beziehungen, den Master in Banking & Finance an der Universität St. Gallen sowie meine Tätigkeit als professioneller Fondsmanager bei einer der größten deutschen Fondsgesellschaften habe ich den entsprechenden professionellen Hintergrund er-

worben. Über die Jahre habe ich einige Modelle zum Investieren selbst entwickelt, die für mich sehr gut funktionieren, gut nachvollziehbar sind und den Markt bzw. vergleichbare Produkte anderer Fondsmanager in der Vergangenheit geschlagen haben. Auch wenn jeder sein eigenes Modell finden muss, können die dahinterstehenden Prinzipien und Erkenntnisse vielleicht doch hilfreich sein, und zwar für Anfänger genauso wie für Fortgeschrittene und erfahrene Investoren.

Das Wichtigste, was ich über das Investieren und das Leben gelernt habe, findet man in diesem Buch. Ich habe es auch deshalb geschrieben, weil ich etwas weitergeben möchte. Ich will zeigen, dass eine gewisse finanzielle Sicherheit bedeutsam ist, um ein freies und glückliches Leben zu führen, und dass man dies durchaus selbst erreichen kann. Viele Deutsche sind – gerade auch im internationalen Vergleich – nicht besonders gut bei der Geldanlage. Auch wenn sich derzeit einiges ändert, ist das Sparbuch immer noch die beliebteste Anlageform. In einer Welt mit niedrigen Zinsen, sinkenden staatlichen Renten und zunehmend härter werdender internationaler Konkurrenz wird dies zum Problem – sowohl für den Wohlstand jedes Einzelnen als auch für Deutschland insgesamt. Wenn ich dazu beitragen könnte, dass die Deutschen (und natürlich alle anderen Leser auch) ihr Geld produktiver und fairer anlegen, wäre das Ziel dieses Buches erreicht. Lasst uns also anfangen.

Auftakt:
Der Weg ist das Ziel?

Der Sommer begann regnerisch. Der Regen aber passte zu meiner Stimmung. Miriam – drei Jahre waren wir zusammen gewesen, doch am Ende hatte es sich so angefühlt, als wären wir bloß noch befreundet. Liebe soll ja die richtige Person zur richtigen Zeit sein. Und je mehr ich darüber nachgedacht hatte, desto klarer war mir geworden, dass Miriam nicht die richtige Person war, wohl aber war es die richtige Zeit gewesen.

Zu Beginn des Studiums sind alle noch Singles. Doch nach und nach entstehen immer mehr Paare. So verschieben sich die Prioritäten. Vielleicht war es auch die Angst gewesen, zum Ende des Studiums alleine zu sein, die aus unserer kurzen Romanze eine Beziehung werden ließ. Letztendlich war das aber auch egal, denn eigentlich wusste ich, dass mir nicht nur die Trennung zu schaffen machte. Obwohl Miriam eine Leerstelle hinterließ, fühlte ich mich doch zugleich auch erleichtert. Wir hatten etwas beendet, für das es keine Perspektive mehr gab.

Nach außen schob ich alles auf die Trennung. Meine schlechte Laune, das Vergraben in meiner Wohnung und dass ich immer wieder Verabredungen vergaß und nicht zurückrief. Doch eigentlich war es etwas anderes, das mich beschäftigte, nämlich die Unsicherheit, was ich mit meinem Leben anfangen wollte. Einerseits gab es theoretisch viele Möglichkeiten, andererseits fühlte sich das Arbeitsleben deutlich eintöniger an als das Studium. Wenn ich auf die Lebensentwürfe

meiner Arbeitskollegen schaute, die bereits länger im Unternehmen waren, so empfand ich das als wenig verlockend. Zu wissen, wie mein Leben in fünf Jahren aussehen würde, war für mich nicht beruhigend, sondern demotivierend.

Es musste doch mehr geben als einen Job mit begrenztem Sinn, nervigem Chef und einem zu teuer gekauften Reihenhaus, das einen wegen der Hypothek wiederum an den Job fesselt. Es fühlte sich wie eine kleine Midlife-Crisis an. Ich nannte es First-Life-Crisis, denn ich ging nicht auf die 50 zu, sondern würde im Oktober erst 30 Jahre alt werden. Ich hatte Zweifel, ob mir wirklich alle Türen offen standen, wie man es uns an der Universität immer wieder versprochen hatte. Das waren meine Gedanken, als ich mein Auto belud. Vielleicht brauchte ich aber nach zwei Jahren harter Arbeit und abflachender Lernkurve auch einfach nur eine Auszeit.

Durch die Trennung hatten sich viele Urlaubstage angesammelt, und ich plante, einen Monat im Süden zu verbringen. Ohne großen Plan. Einfach losfahren und schauen, wohin es mich verschlägt. Es war mein erster Urlaub, den ich alleine verbringen würde. Die meisten meiner Freunde waren in festen Beziehungen. Als fünftes Rad am Wagen mitgenommen zu werden, erschien mir als eine Geste des Mitleids und wenig erstrebenswert. Auch hatte ich die Hoffnung, dass ich alleine eher neue Bekanntschaften schließen und besser zum Nachdenken kommen würde. Im Nachhinein war es eine der besten Entscheidungen meines Lebens, denn sonst hätte ich nichts über die Kunst des Investierens und seine 14 Prinzipien erfahren.

Nachdem ich die letzten beruflichen Dinge erledigt hatte,

machte ich mich – um Staus zu vermeiden – an einem Sonntag Ende Juni in Richtung Frankreich auf. Auf der deutschen Autobahn war ich noch nervös, da ich wie immer das ungute Gefühl hatte, etwas vergessen zu haben. Die Scheibenwischer kratzten auf der Windschutzscheibe und schoben den Regen nur unzureichend weg. Doch hörte das Geprassel auf, als ich die erste Mautstelle in Frankreich passiert hatte, und jetzt regte ich mich noch nicht einmal mehr über die hohen Preise auf oder darüber, dass ich gefühlt immer die langsamste Spur wählte.

Meine Stimmung verbesserte sich mit jedem Grad Celsius. Nicht nur das Klima wurde zunehmend mediterraner, sondern auch die Vegetation und der Geruch erinnerten immer mehr an Urlaub und Entspannung. Ich hatte keine Eile und erreichte meine erste Herberge in einem kleinen Städtchen in der Provence bereits am späten Nachmittag. Als ich nach dem Einchecken den Ort erkundete, merkte ich, was mir seit Langem gefehlt hatte. Die Freiheit von Terminen und dem ewigen Abstimmen mit Miriam. Ich konnte gehen, wohin ich wollte, und Zeit verbummeln, wie es mir gefiel. Später aß ich zum ersten Mal alleine in einem Restaurant. Auch wenn es anfangs seltsam war, genoss ich die neue Erfahrung. Ich konnte mich mehr auf mein Essen konzentrieren und die anderen Gäste beobachten. Welche Leben sie wohl führten?

Wenn man von allen verlassen wird, ist man allein, aber wenn man selbst alle verlässt, kommt die Einsamkeit. Einsamkeit ist und war für mich kein negatives Wort. Man braucht sie, um ins Denken zu kommen, überlegte ich, als ich mich zum Schlafen aufmachte.

Voller positiver Energie erwachte ich am nächsten Morgen und begriff immer mehr, dass ich die Freiheit hatte, meine Zeit nach Belieben zu gestalten. Da ich mich noch nie für die französische Küche und Sprache hatte erwärmen können und auch keine langen Sandstrände mochte, entschloss ich mich kurzerhand, weiter Strecke zu machen. Ich bevorzuge zum Baden kleinere, auch steinige Buchten, und die Gegend, wo die Pyrenäen aufs Mittelmeer stoßen, versprach genau das. Die Landschaft wurde immer spektakulärer, und nach Montpellier konnte ich von der Autobahn bereits das Mittelmeer sehen.

Eine der schönsten Routen Europas entdeckte ich, als ich von der Autobahn abfuhr und mich auf einer kleinen Küstenstraße in Richtung Spanien aufmachte. Die Mischung aus dem Grau der Felsen, dem Braun-Grün der Pinien und dem Blau des Meeres ergab mit der Abendsonne ein Bild, das ich nie vergessen werde. Zum Glück hatten die Ferien in Spanien noch nicht begonnen und ich fand kurzfristig noch eine Unterkunft für eine Woche in einem kleinen Ort. Endlich kam ich dazu, einige der Bücher zu lesen, die schon ewig auf meinem Nachttisch gelegen hatten.

Nach einigen Tagen wurde mir jedoch etwas langweilig, denn mein Ort war vor allem von Familienurlaubern geprägt. Ich kam wenig mit Menschen in Kontakt, was aber auch an meinem eher rudimentären Spanisch gelegen haben könnte. Langsam bekam ich Lust auf etwas mehr Leben. Ich konnte es daher verkraften, dass mit dem Beginn der Ferien auch die wenigen Hotels und Apartments ausgebucht waren und ich meine Reise fortsetzen musste.

Da ich noch nie in Barcelona gewesen war, lag es nahe, der

katalanischen Metropole einen Besuch abzustatten. Weil die Stadt nicht weit entfernt war, beschloss ich, auf die Autobahn zu verzichten und an der Costa Brava – auf Katalanisch heißt das die wilde Küste – entlangzufahren. Ich war froh, dass ich ein Hotel mit Parkplatz gebucht hatte, denn der bisher stressigste Moment meiner Reise war definitiv die Fahrt mit dem Auto durch Barcelona. Die Fahrweise war aggressiver, als ich es gewohnt war. Ich war überwältigt von der feuchten Hitze der Stadt. Auch wenn sich viele Bewohner schon in die Sommerferien aufgemacht hatten, strotzte sie immer noch vor Energie. Nachdem ich mir die touristischen Sehenswürdigkeiten wie die Sagrada Família und das Zentrum angesehen hatte, überlegte ich, was ich als Nächstes machen könnte.

Barcelona ist eine beeindruckende Stadt, aber sicherlich kein idealer Ort, um einen längeren Sommerurlaub zu verbringen. Als ich am Hafen aus purem Interesse die Fährverbindungen studierte, erinnerte ich mich zufällig an einen alten Schulfreund, der auf Mallorca eine Bar aufgemacht hatte. Da ich inzwischen wieder Lust verspürte, ein wenig unter Leute zu kommen, entschied ich aus dem Bauch heraus, ein Fährticket auf die größte Insel der Balearen zu buchen. Ich wollte Moritz überraschen, und da sich nun die Hauptsaison näherte, war es ein überschaubares Risiko, ihn nicht in seiner Bar anzutreffen. Seine Adresse fand ich relativ leicht über das Internet heraus.

So steuerte ich mein Auto einen Tag später mit etwas Respekt in einen gigantischen stählernen Rumpf. Nach einigen sehr engen Wendemanövern unter großer Hitze und beklemmendem Dröhnen anderer Fahrzeuge stellte ich es, den ges-

tenreichen Anweisungen des Personals folgend, tief im Inneren der Fähre ab. Als ich die Treppen auf das Gästedeck erklomm, schoss mir der Gedanke durch den Kopf, was für beeindruckende Dinge der Mensch doch zustande bringt.

Ich war noch nie auf einem Kreuzfahrtschiff oder einer Fähre gewesen, und dies waren andere Dimensionen als das kleine Chartersegelboot, auf dem ich einen meiner besten Urlaube verbracht hatte. Auch wenn es für mich nichts Besseres gab als das «Camping auf dem Meer», eine Wiederholung hatte es nicht gegeben. Miriam wurde leider auf unserem Törn durch die Inseln der Ägäis leicht seekrank, und auch die Enge auf einem Boot mit Freunden war nicht das, was sie sich unter einem entspannten Urlaub vorstellte.

Da ich zu geizig für eine Schlafkabine war, musste ich die Nacht auf dem Schiff praktisch obdachlos verbringen. Anfangs war es noch interessant, über das Deck mit Pool zu spazieren, aber der Wind wurde auf See immer stärker und machte es mir unmöglich, auf einer der Sonnenliegen einzuschlafen. Es war eine besondere Stimmung auf der Fähre. Ein bisschen wie auf Klassenfahrt, wo die Fahrt allein schon ein erster Höhepunkt war. Nur war ich hier alleine mit vielen unterschiedlichen Menschen. Familien mit kleinen Kindern, verliebte Paare, Gruppen von Freunden, Alleinreisende und LKW-Fahrer. Die Sonnenliegen waren kein geeigneter Schlafplatz, also suchte ich weiter. Eine Herausforderung, wie ich schnell bemerkte. Die Lobby und das Restaurant waren laut und hell und auf dem Boden vor den Kabinen wollte ich auch nicht schlafen. Der einzige Raum, in dem Leute ohne Kabine schlafen konnten, war überfüllt und das Schnarchen eines äl-

teren Passagiers machte zumindest für mich ein Nickerchen unmöglich. Gerädert und verquollen verließ ich am frühen Morgen die Fähre in Alcúdia und suchte erstmal den nächsten Strand auf, um den fehlenden Schlaf nachzuholen.

Die Bar von Moritz befand sich im Südwesten der Insel in einem mittelgroßen Touristenort. Moritz und ich waren gute, aber nicht beste Freunde. Während meines Studiums hatten wir uns immer mehr aus den Augen verloren und maximal bei einem typischen Treffen der alten Schulfreunde um die Weihnachtszeit gesehen. Längere tiefergehende Gespräche zu zweit waren bei solchen Gelegenheiten kaum möglich gewesen. Ich war gespannt, wie unser Treffen verlaufen würde, hatte aber auch nichts zu verlieren. Im schlimmsten Fall würde ich ein Bier in der Bar eines Bekannten trinken und mich wieder verabschieden.

Mein kleiner Wagemut sollte sich jedoch auszahlen. Moritz war erfreut mich zu sehen, als ich ihn von hinten leicht antippte, während er gerade mit Aufräumarbeiten an einem Gästetisch beschäftigt war. Als ich ihm meine Geschichte erzählte, lud er mich sofort zu sich ein. «Du kannst bleiben, so lange du willst, solange wir zusammen feiern gehen», meinte er scherzhaft. Seine Bar entsprach nicht ganz dem Klischee eines Aussteigers mit einem Chiringuito direkt am Strand, lag sie doch hinter der Straße, die den Ort vom Meer trennte. Neben einigen Tischen draußen, von denen aus man das Meer sehen konnte, führte eine kleine Treppe nach unten, wo sich ein schlauchartiger Raum befand, den im Sommer täglich ein international gemischtes Publikum bis zu später Stunde für Drinks aufsuchte.

Moritz' Beziehung aus Schulzeiten hatte die Entfernung zwischen den unterschiedlichen Studienorten nicht überstanden. Das hatte vielleicht auch eine Rolle gespielt, als er das Studium schmiss. Denn nach der Trennung – schon davor kein Kind von Traurigkeit – stürzte er sich in das Partyleben seiner Universitätsstadt. Als die dortige Studentenschaftsorganisation sich beim Planen der Partys zerstritt, nahm er das Zepter privat selbst in die Hand und gründete so sein erstes inoffizielles Unternehmen.

«10 Euro Eintritt + 10 Prozent der Getränkeumsätze gingen an mich und alle Lokalitäten wollten, dass wir zu ihnen kommen», erzählte er mir am Abend – nicht ohne Stolz. Damals war mir noch nicht klar, dass der Zugang zum Kunden oft den größten Mehrwert eines Unternehmens darstellt. Moritz verdiente damit sehr gut, aber durch das schnelle Geld ließ er sein Studium schleifen. «Irgendwann merkte ich, dass ich auf die Stadt und die Leute keine Lust mehr hatte, und beendete daher mein Studium. Die Partys haben aber das hier finanziert», sagte er und machte mit der Hand eine kreisrunde Bewegung in seine Bar hinein. Ich muss zugeben, für einen kurzen Moment kam ein Anflug von Neid in mir auf. Ich war davon ausgegangen, dass Moritz die Bar gemietet hatte. Schließlich hatte mein Freund ja eigentlich das Gegenteil von dem gemacht, was Eltern und Lehrer einem sagen, und trotzdem hatte er bereits Eigentum und machte auch sonst einen sehr glücklichen Eindruck. Neid ist zwar ein negatives Gefühl, allerdings hatte es den positiven Effekt, dass ich in diesem Moment anfing, mein bisheriges Entscheidungssystem zu überdenken.

Ich hatte eigentlich immer alles gemacht, was die Gesellschaft und wohl auch meine Eltern von mir erwarteten. Dafür muss man keine großen und mutigen Entscheidungen treffen, sondern man geht – auch wenn damit viel Arbeit verbunden ist – den Weg des geringsten Widerstandes. Mein Ingenieurstudium hatte ich gut und schnell abgeschlossen. Der Spaß blieb auf der Strecke, denn ich hatte nicht zu denen gehört, denen alles zugeflogen war. Nach einem kurzen Intermezzo bei einer großen deutschen Industriefirma, deren Bürokratie und Firmenpolitik mich zutiefst desillusionierten, fing ich einen Master of Business Administration oder kurz MBA an einer renommierten Universität an. Jedoch blieb ich auch hier enttäuscht zurück. Fachlich war dort alles eher trivial und oberflächlich, und auch wenn ich sicherlich einige Grundprinzipien der Wirtschaftswelt besser verstand, hatte ich nicht gelernt, wie Geld und Geldanlage funktionierten.

Grundsätzlich schien es mir sinnvoll, sich als Ingenieur auch die wirtschaftlichen Kompetenzen anzueignen. Das Ziel vieler meiner damaligen Kommilitonen war es, in einer der großen Beratungsfirmen zu arbeiten, wo einem ein tolles und dynamisches Leben versprochen wurde. In Wahrheit war man aber wegen der vielen Überstunden ein auf die Stunde heruntergerechnet eher mäßig bezahlter Leiharbeiter. Um das besser zu ertragen, bekam man – ähnlich wie ein Hase – eine Karotte als Versprechung hingehalten, dass man ja danach alle Möglichkeiten hätte. Für jemanden wie mich, der noch nicht wirklich wusste, was er privat und beruflich mit seinem Leben anfangen wollte, war das anfangs attraktiv. Nur war ich anders als Moritz nun unglücklich mit meinem Leben und wegen des

MBA-Studiums verschuldet. Wie schlimm Schulden in jungen Jahren tatsächlich sind, sollte mir bald sehr klar werden.

All diese Gedanken verfestigten sich – auch weil nun mit die beste Zeit meines bisherigen Lebens folgte. Moritz und ich feierten jeden Abend ausgiebig und bildeten ein gutes Duo. Moritz kümmerte sich um die Bar und ich arbeitete praktisch als Kellner. Die Stimmung war gut, und so blieben viele Gruppen bis spät in die Nacht im *loco Aleman*, wie Moritz seine Bar genannt hatte. Praktisch war, dass Moritz um die Ecke in einer schönen, aber nicht protzigen Dachgeschosswohnung lebte, wo sogar ein eigenes Zimmer mit Bad für mich bereitstand.

Nach zwei Wochen rückte Moritz mit einer Überraschung heraus. «Was ich dir noch gar nicht erzählt habe: Ich habe mir letztes Jahr ein kleines gebrauchtes Segelboot gekauft. Liegt im Hafen, einen Ort weiter. Deshalb kommt auch mein Bruder nächste Woche zu Besuch. Lass uns doch für vier oder fünf Tage nach Ibiza segeln. Ich brauche etwas Abwechslung und einen Kurzurlaub, bevor die zweite Hälfte der Hauptsaison im August losgeht. Was meinst du?», fragte er.

Nächste Woche war schon Ende Juli. Daran hatte ich gar nicht mehr gedacht. Ich hatte mich so an mein neues Leben gewöhnt. Tagsüber etwas Strand mit einem guten Buch oder einfach nur ausschlafen. Und ab dem späten Nachmittag dem Alkohol frönen. Eigentlich war mein Urlaub nächste Woche vorbei, und das Hamsterrad wartete auf mich. Aber von einem Segeltrip nach Ibiza hatte ich immer geträumt, und so eine Chance kam vielleicht nie wieder. Wir sind nur einmal jung. Und so jung war ich leider auch nicht mehr. «Wahnsinnsidee»,

entfuhr es mir. «Eigentlich müsste ich ja nächste Woche zurückfahren, aber das lass ich mir nicht entgehen. Dass du schon ein eigenes Boot hast, hätte ich dir nicht zugetraut», flachste ich. «Ich war sogar schon segeln und kann das Boot steuern, wenn du zu fertig bist», fügte ich noch hinzu. «Klasse, für irgendetwas muss man sein Geld schließlich ausgeben. Und das Geld ist ja auch nicht weg. Es hat nur jemand anders», entgegnete Moritz.

Wie sollte ich das nur meinem Arbeitgeber erklären? Krankmelden war nicht meine Art und auch nur eine kurzfristige Lösung. Eigentlich hatte ich ohnehin keine Lust mehr, in den Job zurückzukehren. Ich wusste zwar noch nicht, was ich wollte, aber ich wusste, dass ich das nicht mehr wollte. Es wäre daher nur logisch gewesen, die Konsequenz zu ziehen und zu kündigen. Hört sich allerdings nicht sehr überzeugend an, dass man seinen Job gekündigt hat, weil man lieber segeln gehen wollte. «Felix, die Welt kann in Deutschland wieder ganz anders aussehen und du musst ja auch deine Schulden, die teure Wohnung und das Auto bezahlen. Du kannst nicht einfach aus einer Laune heraus kündigen», sagte ich zu mir selbst.

Ich war kein Freund von Bauchentscheidungen, weswegen ich beschloss, mich erstmal bei meinem Chef zu melden. «Hallo, Felix, wie geht es dir?», fragte dieser. Die Antwort «Zu gut, um zurückzukommen» verkniff ich mir und stellte stattdessen eine Gegenfrage: «Ja, bei mir alles gut, aber ich habe noch gar nichts von neuen Projekten gehört. Wo muss ich denn im August hin?» «Gut, dass du anrufst. Darüber wollte ich schon mit dir sprechen. Wir haben derzeit für dich leider kein Projekt. Du bist also doppelt on the beach», scherzte er.

«Wir müssten dich für zwei Monate für ein internes Projekt einsetzen.» Darauf hatte ich insgeheim gehofft. Wenn Berater nicht an Kunden verkauft werden, sind sie in der Regel eine Belastung für die Firma. Dies gehört jedoch zum Geschäftsmodell. Meine Chance, dachte ich.

«Zwei Monate internes Projekt, das macht doch beide Seiten nicht glücklich. Ich habe eine Idee. Lass mich doch hier meinen Selbstfindungstrip noch etwas verlängern. Gib mir die zwei Monate halbes Gehalt und ich kann dann motiviert im Oktober zurückkommen und ihr spart euch etwas Geld», schlug ich vor.

«Ja, das müsste gehen, ich rede nochmal mit der Personalabteilung, die sich dann bei dir meldet», meinte mein Chef zu mir. Ich konnte mein Glück kaum fassen. So einfach hatte ich es mir nicht vorgestellt. Zwei Monate mehr Freiheit.

Ich besorgte – sozusagen als Kostenbeitrag für das Segeln – alle nötigen Dinge, die wir für unseren Kurztrip zu dritt benötigten. Ich kaufte einfach zu kochende Gerichte, Snacks und natürlich viel Alkohol und verstaute alles sorgsam auf der 15 Jahre alten 30-Fuß-Segelyacht. Zum Glück hatte ich schon etwas Erfahrung durch meine bisherigen Segeltrips, was an Bord gut ankam. Mit Moritz' Bruder, der zwei Tage vor unserem Törn auf Mallorca eintraf, verstand ich mich ganz gut, auch wenn ich seiner Tätigkeit als Anlageberater wenig abgewinnen konnte. Er war etwas älter als Moritz und arbeitete bei einer großen Bank. «Die Leute sind so doof und haben keine Ahnung von Finanzen. Denen kann man immer die teuersten Anlageprodukte andrehen, wenn man ihnen Sicherheit vermittelt. Und das bedeutet eine fette Provision für mich»,

prahlte er. Auf meine Frage, ob er denn da keine moralischen Bedenken habe, antwortete er: «Eigentlich nicht. Ist ja nicht so, dass ich es von den Armen nehmen würde und jemand dazu gezwungen wird. Außerdem, wenn ich denen keine teuren Investmentfonds aufschwatzen würde, würden sie ihr Geld gar nicht anlegen und auf dem Sparkonto verrotten lassen, was noch viel schlechter ist!»

Ertappt! Ich fand mich in einigen seiner unterhaltsamen Anekdoten über Privatanleger wieder und musste ihm notgedrungen zustimmen. Das Thema Geldanlage hatte ich völlig vernachlässigt und auch wegen meines stressigen Jobs nie die Zeit gefunden, mich näher damit zu beschäftigen. Denn trotz meines nicht unbescheidenen Lebensstils und den Tilgungsraten für meine Schulden blieb fast jeden Monat etwas übrig, was mein Bankkonto wachsen ließ. Die Summe war mittlerweile höher, als der geplante Notgroschen je sein sollte. Das Angebot an Investmentfonds von Moritz' Bruder erschien mir nach seinen ehrlichen Aussagen aber wenig attraktiv.

Am Tag unserer Abreise kam sogar eine Brise auf, was für Ende Juli eher ungewöhnlich war. Der Wind sorgte für tolle Fotomotive, da wir mit prall gefülltem Gennaker Kurs auf Ibiza nehmen konnten. Um 12 Uhr mittags genehmigten wir uns nach einer ersten Badepause unser erstes Bier des Tages und heizten die Stimmung mit lauter Musik aus der selbst eingebauten Bordstereoanlage weiter an. Da eine lange Nachtfahrt in unserem leicht angetrunkenen Zustand gefährlich sein konnte, war es die perfekte Idee von Moritz, vor der kleinen, fast unbewohnten Insel Cabrera im Südosten von Mallorca vor Anker zu gehen. Cabrera ist ein Naturschutzgebiet

mit einer tollen Fischwelt und einer sehr großen und geschützten Bucht, die im Sommer ein Hot Spot der Balearen ist. Nach peinlichen drei Ankermanövern brachte Moritz unsere Yacht sicher zum Stehen. Ob das Nachbarboot mit rein weiblicher Besatzung ihn etwas nervöser gemacht oder er mit Absicht länger gebraucht hatte, war mir nicht ganz klar.

Auf jeden Fall kamen wir während des Badens mit den sechs Frauen vom Nachbarboot schnell ins Gespräch. Was sicherlich auch daran gelegen haben könnte, dass es sich um einen Junggesellinnenabschied aus Dänemark handelte und sie uns alkoholtechnisch schon etwas voraus waren. So führte eins zum anderen. Dieser Abend hatte alles, was man sich wünschen kann: Spaß mit Freunden, einen phänomenalen Sonnenuntergang in einer der schönsten Buchten der Erde und Gespräche mit interessanten und offenen Menschen sowie romantische Zweisamkeit unter dem beeindruckenden Sternenhimmel auf dem Vordeck. Die Krönung danach war ein Mitternachtsbad zur Abkühlung. Unsere Bewegungen wurden von einer Art fluoreszierendem Plankton erhellt, was ein unglaubliches Gefühl war, das ich mein Leben lang nicht vergessen werde. Jene Frau namens Astrid sollte ich allerdings nie wiedersehen, da wir am nächsten Morgen in entgegengesetzte Richtungen davonsegelten.

Der Nordwestwind ließ uns an unserem langen Segeltag etwas vom Kurs nach Süden abkommen, weswegen wir am frühen Abend nur die Schwesterinsel von Ibiza erreichten. Was ich aber am Ufer von Ses Illetes auf Formentera sah, verschlug mir den Atem. Es war nicht der besonders feine und traumhafte Sandstrand, der mich zum Staunen brachte, son-

dern die Vielzahl und Größe der Yachten und Boote, die dort vor Anker lagen.

«Was es doch an Reichtum auf der Welt gibt, oder?», fragte Moritz in die Runde. «Also mit unseren Jobs schaffen wir das nicht!», scherzte ich. «Egal, dafür haben wir mehr Spaß und weniger Sorgen. Mehr Materielles brauche ich nicht», sagte Moritz. Ich pflichtete ihm bei, konnte es mir aber nicht verkneifen zu sagen: «Wenn man nicht mehr arbeiten muss, sondern es nur macht, weil es Freude bereitet, würde ich mich aber auch nicht dagegen wehren.» «Dafür müsst ihr aber was tun, ihr Träumer», warf Moritz' Bruder ein.

Am nächsten Tag buchten wir einen sündhaft teuren Liegeplatz im Hafen von Ibiza-Stadt, da wir das berühmte Nachtleben der Insel erkunden wollten. Nicht nur der Liegeplatz war total überteuert. Auch die Eintrittspreise für die Clubs betrugen ein Vielfaches von dem, was man aus deutschen Großstädten gewohnt war. Dafür spielten dort auch weltbekannte DJs. Trotzdem waren mir die Partys und die vielen Menschen – nicht wenige mit Drogen vollgepumpt – zu stressig. Ich war überfordert. Die Party ging auch erst um zwei Uhr morgens richtig los, was nicht unserem Schlafrhythmus an Bord entsprach. Während ich mich gegen vier Uhr in Richtung Boot verabschiedete, genossen Moritz und sein Bruder die Insel in vollen Zügen. Anders als die beiden schlief ich mich im Schutz des Hafens und ohne Gluckern des Wassertanks aus. Müde ging es am nächsten Tag zu einer Beachparty. Das war fast dasselbe wie am Vorabend, nur mit Tageslicht. Ich konnte den belanglosen Partykonversationen immer weniger abgewinnen und musste dafür öfter an Astrid – die schöne

Dänin – denken. Vielleicht hätte ich doch nach ihrem vollen Namen oder ihrer Telefonnummer fragen sollen.

Da sich etwas schlechteres Wetter ankündigte, beschlossen wir die Heimfahrt anzutreten, was mir ganz recht war. Inzwischen wollte ich Moritz' Gastfreundschaft auch nicht viel länger strapazieren. Außerdem war ich mit der Frage, was ich mit meinem Leben genau anstellen wollte, auch nicht viel weiter gekommen. Mehr Party mit Moritz würde mich einer Antwort nicht näherbringen.

«Wo ist es denn etwas ruhiger auf Mallorca?», fragte ich Moritz, als wir die Insel bei unserer Rückfahrt langsam am Horizont erkennen konnten. «Auf Mallorca ist in der Hochsaison fast überall viel los. Wenn du aber noch tollere Badebuchten und Natur haben möchtest, sieh dir doch Menorca an.» Die Insel im Norden von Mallorca war mir völlig unbekannt, aber es klang nach einem interessanten Kontrastprogramm zu Ibiza.

Einen bezahlbaren Fährenplatz nach Menorca gab es erst Mitte August. In der Zwischenzeit erkundete ich Mallorca, indem ich Tagesreisen zu verschiedenen Ecken der Insel und auch nach Palma unternahm. «Hier zu leben wäre auch nicht schlecht», dachte ich mir, als ich die verschlungenen Kurven der Küstenstraße von Valldemossa nach Andratx mit meinem Mercedes befuhr. Doch der Tag des Abschieds kam schnell.

«Es war der Sommer meines Lebens, nochmals vielen, vielen Dank! Du hast für immer was bei mir gut», verabschiedete ich mich wenige Tage später von Moritz. Er antwortete: «Keine Ursache, ich hatte ja auch viel Spaß. Und der Sommer ist noch nicht um! Felix, altes Haus, hau rein.» Wir umarmten

uns und ich machte mich zu der zweiten Fährreise meines Lebens auf.

Nach weniger als drei Stunden erreichte ich den Naturhafen von Mahon, der größte der Welt, wie es heißt. Menorca kam seinetwegen früher große strategische Bedeutung zu. Die Urbevölkerung, Römer, Araber, Katalanen, Franzosen, Engländer und natürlich auch die heutigen Spanier haben alle ihre Spuren auf der Insel hinterlassen. Die Insel war zwar nicht weniger voll als Mallorca, aber doch noch deutlich mehr vom Massentourismus verschont.

Große Bettenburgen bildeten glücklicherweise die Ausnahme. Da ich auf der Insel kurzfristig nichts Bezahlbares mehr an Übernachtungsmöglichkeiten fand, beschloss ich, im Auto in der freien Natur zu schlafen und so meine Reise um eine weitere besondere Erfahrung zu bereichern. Da es auf Menorca keine wilden Tiere und auch keine streunenden Hunde gab, bot sich das an, zumal das Klima im August sehr milde ist. So könnte ich die Strände von Menorca gründlich erkunden. Diese brauchen sich nicht vor denen der Südsee und der Seychellen zu verstecken. Im Süden erinnern sie mit dem feinen Sand und den typischen Pinienwäldern mehr an die Karibik, während der Norden eher schroff und mondartig ist, aber nicht weniger schön. Nur anders. Auf Menorca gibt es eigentlich nur zwei Städte, die bereits erwähnte Hauptstadt Mahon sowie ihre etwas ursprünglichere Rivalin Ciutadella, die man beide dank der einzigen langen Straße der Insel sehr gut erreichen kann.

Ich wollte wieder mehr zum Nachdenken kommen und mir überlegen, was ich mit meinem Leben anstellen sollte. «Wir

haben so viele Freiheiten und einem wird gesagt, du kannst alles werden. Aber diese Auswahl und der indirekte Druck machen auch nicht unbedingt glücklich», sagte ich mir, als ich mit einem Bier der Sonne beim Untergehen zuschaute. Aus der Ferne hörte ich das allabendliche Klatschen von Urlaubern, die traditionell jeden Tag so die Sonne verabschiedeten. «Eigentlich braucht man ja nicht viel mehr als das! Klar, ein Lebenspartner sowie gute Freunde wären noch schön! Und genügend Geld, damit man das machen kann, was man will. Nur auf einer solchen Insel zu wohnen könnte auch irgendwann langweilig werden. Der Mensch braucht ja auch Abwechslung», dachte ich. «Es muss doch einen Mittelweg geben zwischen der spaßbefreiten, karrierefokussierten Lebensweise von Miriam und dem ungebundenen, hedonistischen Lebensstil von Moritz», murmelte ich vor mich hin, als ich mich langsam auf die Suche nach einer Schlafstelle am Strand machte. Das Meer war ruhig, wie ein stiller See. Meine Hoffnung auf eine ruhige, entspannte Nacht stieg. Ich legte mich in den noch warmen Sand und schlief kurz darauf ein.

Stunden später wurden meine Erwartungen jedoch enttäuscht. Ich wachte auf, da meine Decke und Füße nass geworden waren. Der Wind hatte in der Nacht komplett gedreht und einen beachtlichen Wellengang verursacht. Der Strand war schon fast komplett unter Wasser. An weiteren Schlaf war nicht zu denken. «Der Schein kann stark trügen und Dinge können sich schnell ändern», sagte ich mir. Und ich registrierte, dass ich das unerfreuliche Ereignis entspannter hinnehmen konnte, als mir das früher möglich gewesen wäre. Vielleicht war ich dabei, mich zu verändern. Denn vor zwei Monaten hätte ich

mich über das Pech noch maßlos aufgeregt. Jetzt nahm ich es hin und versuchte, gemütlich im Auto weiterzuschlafen. Das klappte auch ganz gut und ich entschied, dies am nächsten Tag zu wiederholen.

Moritz hatte mir von einer spektakulären Location im Südosten Menorcas erzählt. Er wollte nicht mehr verraten, aber meinte, dass ich sie mir unbedingt ansehen sollte. So steuerte ich am nächsten Tag gegen frühen Abend meinen Mercedes zu dem besagten Club und wurde nicht enttäuscht. So etwas hatte ich noch nie gesehen und ich bezweifelte, dass dies in Deutschland von den Bauvorschriften her möglich gewesen wäre. Der Club war in eine Felsenklippe gehauen, die sich direkt über dem Meer befand. Mit seinem Sonnenuntergang hätte der Ort Preise gewinnen können. Am Horizont konnte man sogar die Konturen von Mallorca erkennen. Die nicht zu laute Elektromusik im Hintergrund sorgte für eine sehr stimmige Atmosphäre, was genau das war, was ich suchte. Nachdem ich mein Bier, das es als Freigetränk zusammen mit dem Eintritt gab, ausgetrunken hatte, lungerte ich an dem Geländer herum, wo es hunderte Meter in die Tiefe ging. Ich hatte auf meiner Reise viele Bilder gemacht, aber nur auf den wenigsten war ich selbst zu sehen. Der braungebrannte Typ Ende 40 neben mir wirkte vertrauenerweckend. Ich bat ihn, ein Foto von mir zu machen und händigte ihm mein iPhone aus. An meinem schlechten Spanisch («¿Puedes tomar un foto de mi?») und Akzent erkannte er sofort, dass ich aus Deutschland kam. «Wir können auch Deutsch sprechen», sagte er mit einem Lächeln. «Toll hier, oder? Das ist einer meiner absoluten Lieblingsplätze auf der Insel, und er wird mir auch nach so